

Prolog

25. August 1993

Ein Sommertag wie ihn die Dichter oft beschrieben haben. Das Licht der weit im Westen stehenden Sonne schien noch durch die Baumkronen der alten Buchen, als der Tag zur Neige ging. Ich suchte an diesem späten Nachmittag die Ruhe des Waldes, um mit meinen Gedanken ins Reine zu kommen. In der Ferne sah ich den stolzen Kirchturm meines seit acht Jahren neuen Heimatstädtchens, wo meine kleine Familie sehnsüchtig auf mich wartete. Am Morgen beim Verlassen unseres kleinen Hauses meinte unser Sohn Björn: »Papa, wir brauchen Dich!« Sein Gefühl hatte ihm gesagt, dass dieser Tag kein normaler Tag in unserem bisherigen Leben sein würde. Das heutige Erlebnis rüttelte wieder den Zweifler in mir wach. War mein vergangenes Leben umsonst gewesen? Gab es nur ein anerkanntes Leben in der westlichen Welt? Warum hatten wir uns gefreut auf die Wiedervereinigung Deutschlands? Nun sollten die Ostdeutschen nur noch Randfiguren in der vereinigten Republik sein.

Die Konjunkturwelle in der alten Bundesrepublik, die die Wende ausgelöst hatte, war gerade am Abflauen, so dass sich eine gewisse Rezession breit machte. In der Automobilindustrie wurde der Ruf nach Abbau von Arbeitsplätzen laut. Das Brauwesen passte seine Kapazitäten dem Bedarf an, so dass das Wirken der Treuhand ihm entgegenkam. Dagegen war der Osten durch »Aufbau Ost« mit Sub-

ventionen auf dem Vormarsch. In dieser Welt versuchte der Westen seine Positionen auszubauen.

Ich, Jörg Alsleben, ein Bürger des untergegangenen Teils Deutschlands, war geladen worden, um vor einer sogenannten Ehrenkommission oder auch Überprüfungsgremium eines bedeutenden bundesdeutschen Braukonzerns Rede und Antwort über mein vergangenes Leben zu geben. Mein Traum, der mich in der Wendezeit immer mehr bestärkte, in der neuen marktwirtschaftlichen Welt erfolgreich tätig zu sein, schien zu platzen. War es eine Art Säuberungsaktion, wie es schon die Treuhand erfolgreich gehandhabt hatte oder wollte der Sieger der Vereinigung seine Reihen ordnen? Das hätte man in einem Vier-Augen-Gespräch machen können. Ich hatte drei Jahre bewiesen, wie man ein marktwirtschaftliches Unternehmen auf dem Territorium der alten DDR unter neuen ökonomischen Bedingungen erfolgreich führen konnte, aber nun war der Tag X gekommen, an dem die eigene Vergangenheit demontiert bzw. von bundesrepublikanischer Seite interpretiert wurde. Ich konnte heute nicht nach Hause fahren, so dass der Wald mich auffing als mein Ruhepol, denn diese Überprüfungsgespräche und besonders deren Interpretation durch Deutsche, die nie die Lebensbedingungen des untergegangenen Staates erlebt hatten, erbosten mich in einer Art und Weise, wie ich es noch nicht erfahren hatte und machten mich traurig. Woher nahmen diese Menschen das Recht, über andere Deutsche zu urteilen? Es fehlte jegliche Beurteilungsgrundlage, da man nur die Unterlagen einer geheimen, politischen Organisation, der Stasi-Unterlagenbehörde, zur Grundlage nahm, die aus irgendwelchen Gründen über Personen angelegt worden waren.

Ich konnte es einfach nicht verstehen, aber der Einigungsvertrag sprach eindeutig von einem »Beitritt der DDR«, nicht von einer Ver-

einigung auf Augenhöhe. Eine gute Portion Siegermentalität war deutlich spürbar. Der Chef-Syndikus des Konzerns, ein Sechziger in den Jahren, führte das Frage und Antwort-Ritual. Man sagte ihm eine verwandtschaftliche Nähe zur Eigentümerfamilie nach. Der Beisitzer war der Generalbeauftragte für unsere ostdeutsche Brauerei. Seine jugendlich forsche, auf Karriere bedachte Art brachte er gut rüber. Er war im Grunde der Adjutant, der auch die Unterlagen organisiert hatte, wie er auch stolz berichtete. Der Dritte im Bunde saß mit einem verkniffenen Gesicht da, um eine Art Kontrolle in der Gesprächsführung auszuüben. Er war mir unbekannt.

Eine Mitarbeit als Informant konnte man mir nicht vorwerfen, aber ich staunte über das zusammengetragene Wissen oder Pseudowissen dieser Sicherheitsorganisation. Ich war überrascht über die Bandbreite der gesammelten Berichte sowie über den großen Zeitrahmen. Es gab Einblicke vom Studium bis zur letzten Arbeitsstelle. Von kritischen Ansätzen bis zu banalen Ereignissen, was nur Kopfschütteln in mir auslöste. War ich ständig von einem sozialistischen Schatten begleitet worden? Immer wieder kam in mir der Zweifel auf, da der Inhalt mir oft nicht bekannt und die Plausibilität dazu nicht sichtbar war, aber die Herren interpretierten sehr ernsthaft mit großem Engagement meinen zurückliegenden Lebensweg. In mir kam die Frage auf: »War mein Lebensweg wirklich so verlaufen wie dieses Gremium es sah? Oder musste die Interpretation meines vergangenen Lebens der Zielstellung der Bundesdeutschen angepasst werden?« Wie konnten sie es auch verstehen, da wir in zwei grundverschiedenen Systemen sozialisiert worden waren. Es ging hier um Sein oder Nichtsein!

1. Kapitel

In dieser Nachkriegswelt sollte ein Kind geboren werden. Ich, Jörg Alsleben, sollte in der Glambecker Straße an einem Septembertag 1945 auf die Welt kommen. So wollten es meine Eltern, Ernst und Charlotte. Der Tag neigte sich schon seinem Ende entgegen, aber es regte sich im Haus noch nichts. Man wartete bereits seit dem Nachmittag, aber es blieb noch alles ruhig. Tante Luise, eigentlich die Tante meiner Mutter, war in den letzten Wochen bei uns, da sie meiner Mutter zur Hand gehen wollte. Luise war ein altes Fräulein, da die Männer alle nicht ihren Vorstellungen entsprachen. Sie war mit ihrer wählerischen Art im Leben alleine geblieben. Jetzt war sie fünfundsiebzig Jahre alt und lebte mit ihrer Schwester zusammen.

Sie waren im Juni aus ihrer kleinen Villa, die der ältesten Schwester Anna von Veigel gehörte, von den Russen hinausgeschmissen worden, da die Rote Armee einige repräsentative Häuser konfisziert hatte. Sie waren beide bei dem ehemaligen großherzoglichen Gerichtsdirektor Hoff untergekommen, bei dem sie gemeinsam ein Zimmer mit Küchen- und Badbenutzung bewohnten. Der Herr Direktor war im Krieg verstorben, so dass die kleine, runde, aber nette Frau »Direktor« alleine in einer herrschaftlichen Vier-Zimmerwohnung mit Stuckdecke lebte. In dieser Zeit musste man zusammenkriechen. Es konnte auch von Vorteil sein. In dem Arbeitszimmer wohnte schon eine alleinstehende jüngere Frau, die aus Berlin stammte. Sie war mit Frau Hoff bekannt. Sie arbeitete im städtischen

Krankenhaus als Krankenschwester. Bei meinen späteren Besuchen bei den Tanten ging ich auch öfters zu Ilse, so hieß sie, da sie mir Schokolade und rote Bonbons schenkte. Sie zeigte mir private Fotos aus Berlin. Ihre Wohnung in der Nähe der Invalidenstraße war bei einem Bombenangriff völlig zerstört worden. So war sie bei ihrer Nenn tante nur mit zwei Koffern angekommen. Über ihr vorheriges Leben sprach sie nie, aber die Fotos waren wohl ihr Wichtigstes, was sie noch bei sich hatte.

Sie war wohl erst um die Dreißig. Ich empfand sie als viel jünger, so dass ich mal sagte: »Wenn ich groß bin, dann heirate ich Dich«. Sie meinte, dass sie dann schon zu alt sei. Sie hatte blondes Haar und roch so gut, das war schon als Vierjähriger für mich wichtig. Später wusste ich, dass sie gute Beziehungen zum Überleben gehabt hatte.

Luise hatte den ganzen Tag noch einiges Obst aus dem Hausgarten, der zehn Stufen niedriger lag als der Hinterhof, eingeweckt. Wer in dieser Zeit einen Garten hatte, konnte sich als ein kleiner König fühlen. Er sollte mein neuer Spielplatz, aber auch später meine immer wiederkehrende, manchmal auch verhasste Kinderarbeit wie Umgraben, Beete machen, Unkraut ziehen usw. werden. Die Stadtverwaltung war gerade im Begriff, einen Teil des herzoglichen Schlossgartens, der von Christoph Julius Löwe geschaffen worden war und unverkennbar seine barocke Handschrift trug, für den privaten Anbau von Gemüse und Kartoffeln für die Bevölkerung freizugeben.

Mein Vater hatte schon das achtunddreißigste Jahr erreicht und freute sich auf sein erstes Kind. Seine erste Ehe mit Gertrud war kinderlos geblieben. Auf Grund meiner Neugierde habe ich später meinen Vater danach gefragt, warum er noch keinen Sohn oder Tochter hatte. Er meinte, dass er jetzt sehr glücklich sei, da er nun

einen kleinen lieb-frechen »Stammhalter«, wie er immer sagte, geschenkt bekommen habe. Mein Vater erlernte bei seinem früheren Schwiegervater das Schuhhandwerk. So war er in das Haus in der Glambecker Straße eingezogen, was ihn nicht wieder loslassen sollte. In den letzten Jahren war es in der Werkstatt sehr eng geworden, da er noch zwei Kriegsgefangene aufnehmen musste, was er gerne tat. Robert, der polnische Gefangene, kam aus der Nähe von Posen. Er hatte das Handwerk des Hans Sachs auch gründlich erlernt. Seine Spezialität waren Stiefel in allen Ausführungen, die in dieser Zeit der Renner waren. Morice kam aus Marseille. Er hatte vor dem Krieg die Damenwelt mit modischen Ledertaschen begeistert. Der barbarische Zweite Weltkrieg, der zum Tode von Millionen von Menschen führte, hatte die kämpfenden Soldaten, egal auf welcher Seite sie standen, in die Gefangenschaft des Gegners gebracht.

Ernst Alsleben galt als ein solider, ordentlicher Handwerksmeister und Kaufmann, der auch mit seinem Schuhgeschäft im Handel der Stadt ein geachteter Geschäftsmann bei seinen Kunden und in der Gilde der Geschäftsleute war und das ohne Parteizugehörigkeit. Er setzte sich sofort für die Gefangenen ein, indem er veranlasste, dass sie die Woche bei ihm im Haus wohnten und nicht jeden Tag ins Gefangenenlager zurückkehren mussten. Dies konnte er bei den Behörden durchsetzen. Man saß am Esstisch zusammen: Deutscher, Pole und Franzose. Er ließ keinen Unterschied zu, obwohl die Anweisung für Kriegsgefangene anders lautete. Nun wartete er sehnsüchtig auf die Geburt seines ersten Sohnes.

Meine Mutter lag oben im Schlafzimmer im ersten Stock des Geschäftshauses, das im Erdgeschoss zwei Läden beherbergte. Der größere Laden für den Schuhverkauf und der andere für Reparaturen, aber auch für die Maßanfertigung von Schuhen und Stiefeln,

was damals noch sehr in Mode war. Die Wohnung meiner Eltern lag im hinteren, unteren Teil des Hauses. In der oberen Etage hatte meine Familie noch ein Schlafzimmer sowie ein kleines Zimmerchen, welches ich bekommen sollte. Nach kurzer Zeit musste ich es verlassen, da die angrenzende Wohnung es benötigte. Es zogen Umsiedler ein. So musste ich wieder ins elterliche Schlafzimmer einziehen und wurde Zeuge des aktiven Liebeslebens meiner Eltern, was in der Form nur fünf Jahre währte.

In der Küche mit angrenzendem offenen Badewannenalkoven wurde viel heißes Wasser gemacht. Man brauchte wohl viel Wasser bei der Geburt, denn ich sollte sofort gebadet werden. Die Hebamme war gerade aus der Mühlenstraße mit ihrem riesigen Hebammenkoffer eingetroffen. Es sollte noch dauern. Das städtische Krankenhaus war total überfüllt, da Seuchen und Epidemien schlimmsten Ausmaßes grassierten. Epidemien, vor allem Typhus, der im Kreis mit über zweitausend erfassten Fällen schon viele Menschen dahingerafft hatte. Hausgeburten waren selbstverständlich in dieser Zeit, denn Krankenhäuser waren nur auf Lebensrettung eingestellt, wobei der Mangel an Medikamenten und medizinischem Fachpersonal die Situation noch erschwerten. Eigentlich wollte ich nicht auf diese Welt kommen, aber man kann sich seine Aufnahme in diese Zivilisation nicht aussuchen. Man wird in sie hineingeboren, egal ob es in einem Stall in Bethlehem oder auf dem freien Feld bei der Arbeit, in einer Jurte in der mongolischen Wüste Gobi oder in einer mecklenburgischen Handwerkerfamilie geschieht. Wenn ich geahnt hätte, dass ich einmal in zwei unterschiedlichen Gesellschaftssystemen leben sollte, wobei der Sozialismus mir eine sichere, interessante Kindheit schenkte – ein mit Anpassung erreichtes Abitur, ein Studium fast ohne Stipendium, was Spaß machte, aber eigentlich nicht mein

Wunsch war, aber auch keine Arbeitslosigkeit in der Arbeitswelt, da die Gesetze der Betriebswirtschaft oft außer Kraft gesetzt oder politisch interpretiert wurden, um schließlich an den neuen Ufern der kapitalistischen Marktwirtschaft anzukommen, die sich in tollen, bunten Produkten ohne Kontingentierung und Wartezeit, weltweite Reisen und Freiheiten präsentierte, wobei es nur ein Ziel geben sollte: Rendite, Rendite, Rendite, was dem Leben einen völlig anderen Sinn gab, denn ohne »Moos ist nichts los« –, dann wäre ich vielleicht kein Erdenbürger geworden. Oder doch?

Dass meine Geburt heute am 1. September geschehen sollte, war sicherlich ein Geschenk der Welt oder auch des lieben Gottes, da mein embryonales Leben im siebten Monat ernsthaft gefährdet worden war, da nur ein glücklicher Umstand mein Leben rettete. Meine Eltern waren am 25. Juni auf dem Friedhof, wo die erste Ehefrau meines Vaters begraben war, um ihr Blumen zu bringen. Es war am Tag des Geburtstags meines Vaters. Plötzlich erschien ein sowjetischer Soldat mongolischen Aussehens, der seine Kalaschnikow in Anschlag brachte und auf meinem Vater zielte, der mit der Harke auf den Angreifer los ging. Im Nu hatte der völlig aufgebrachte Soldat mit dem Gewehrkolben meinen Vater niedergestoßen und sich auf meine Mutter gestürzt, die mich unter ihrem Herzen sichtbar trug. In seinem erregten Zustand riss er der Mutter die Bluse auf und versuchte sie zu vergewaltigen. Mein Vater rief lauthals um Hilfe und es trat ein echtes Wunder ein, da – wie vom Himmel kommend – ein keuchender russischer Offizier mit einer Pistole in der Hand erschien, so dass eine Rettung in dieser lebensbedrohlichen Situation noch erfolgte. Der Offizier nahm dem Soldaten die Waffe ab, bevor dieser hastig flüchtete, und half meiner Mutter beim Aufstehen. Er entschuldigte sich im Namen der Roten Armee mit den Worten »Is-

wenitje poschalsta« und kritzelte auf die Innenseite einer Zigaretten-schachtel seinen Namen und Dienstgrad. Wir sprachen später noch oft von unserem Rettungselfen Hauptmann Sergej Sejonowitsch. Am nächsten Tag bedankte sich mein Vater persönlich beim sowjetischen stellvertretenden Stadtkommandanten mit dem Zettel in der Hand und bat darum, dass sich der Offizier bei ihm melden sollte. Was auch ein Jahr später geschah, so dass er seine maßgeschneider-ten Stiefel als großen Dank in Empfang nehmen konnte. Ein Paar Stiefel für mein Leben.

Man hörte die energische Stimme der Hebamme, die nach meiner Tante rief: »Schnell warmes Wasser und Tücher. Es geht los.« Sie ergänzte noch »Sie Herr Alsleben, sie bleiben bitte unten.« Damit war mein Vater gemeint, der schon stundenlang auf und ab im Wohn-zimmer ging. Diese Situation war völlig neu für ihn. Draußen war es schon dunkel geworden. Die langen Sommerabende verschwanden, da sich der Herbst ankündigte, indem er in der Frühe in den Fens-tern die filigranen, mit Tau überzogenen Spinnennetze hineingesetzt hatte. Nun sollte ich doch kein Sonntagkind werden, wie die Eltern es wohl in den letzten Tagen erhofft hatten, denn in diesem Moment zerriss der Schrei eines Kindes die fast unheimliche Stille im Hause. Das Schreien wurde immer kräftiger, da der Kleine nun das Licht der Welt erblickt hatte und sich lauthals bemerkbar machte. Die Uhr zeigte auf 10 Minuten nach Neun. So wurde ich nur ein Samstag-kind.

Mein Vater stand bereits vor der Schlafzimmertür, um auf die Ansage der Hebamme zu warten, aber es passierte nichts, außer dem Schreien, das in der Tonfrequenz deutlich abnahm, da ich nun zum ersten Mal ein Wohlfühlbad bekam. Das Wasser musste nochmals schnell gewechselt werden, da es schon recht rötlich aussah. Man

zog mir einen hellblauen Strampler an und legte mich in den Arm der völlig erschöpften, aber überglücklichen Mutter. Ich nehme an, dass ihr Stolz über ein eigenes Kind, was sie wahrscheinlich noch gar nicht so richtig begriff, da sie schon als ein spätes Mädchen für eine Erstgeburt galt, alles andere überdeckte. Als die Hebamme die Tür öffnete und meinen Vater hereinbat, damit er sich seinen Sohn anschau, wurde seine unbändige Freude sichtbar, denn Tränen flossen ihm über das Gesicht. Er eilte ans Bett seiner Charlotte, die den kleinen Jörg liebevoll im Arm hatte. Man sah ihr die enorme Anstrengung der Geburt noch an, aber auch ein wenig Stolz zeigte sich in ihrem Gesicht. So fasste es mein Vater auf.

Meinem Vater sagte man eine gewisse Empathie nach, die sich auch darin zeigte, dass er nach dem Drücken seiner Frau mit dem Kind sofort die Hebamme und Tante Luise umarmte und ein mit Tränen versetztes »Danke, Danke Euch« fast flüsternd herausbrachte. Er eilte in die Küche, da ihm einfiel, dass er noch etwas vergessen hatte. In Windeseile stand er wieder bei seiner Frau mit einem bunten Herbststrauß, den er sich heute Morgen noch vom Gärtner besorgt hatte. Es war in dieser Zeit nicht einfach, aber es sollte keiner aus dem Hausgarten sein. Die Hebamme fragte: »Welchen Namen soll der Knabe bekommen oder sind sie sich noch nicht einig?«

Mein Vater sah sofort meine Mutter an. Sie lächelte und meinte leise: »Er soll Jörg und mit Zweitnamen Hermann heißen; so wird auch unser Opa im Namen verewigt.« Opa Hermann lebte mit seiner Tochter und dem Schwiegersohn sowie deren Kindern im sieben Kilometer entfernten Weisin. Seine Frau war schon verstorben. Es ging ihm gesundheitlich nicht gut, aber nun war er noch einmal Großvater geworden. Die Hebamme entgegnete: »Das ist ja noch ein arischer Name, aber die neue Zeit braucht auch solche.« Sie gab dem

Vater eine Geburtsbescheinigung mit der Bitte, dass er mit Personal- ausweis, Heiratsurkunde und dieser Bescheinigung am Montag im Standesamt im Rathaus den neuen Erdenbürger anmelde.

Hurra, Hurra ein gesunder Junge ist da. Wieviel Kinder sind wohl schon in diesem Haus geboren worden. Wahrscheinlich viele! Aber ein ganz anderer Name begleitete mich in den Anfängen meiner Kindheit, da ich oft gefragt wurde: »Wohnst Du in dem Haus, wo die Gedenktafel von Wilhelm Riefstahl angebracht ist?« Auch die Lehrer fragten mich später, damit sie eine bessere Orientierung, wo der »Alsleben« hingehörte, hatten. Ich hörte dann: »Ach, da beim Schuhmacher.« Mir war die Tafel als Kleinkind nicht aufgefallen, so dass ich umgehend meinen Vater befragte. Der erklärte mir im Stile eines Oberschullehrers, dass wir stolz auf unser altes Haus sein sollten, da Wilhelm Riefstahl 1827, wie es auf der Tafel stand, in diesem Haus das Licht der Welt erblickt hatte als Sohn eines einfachen Schneidermeisters. Das Besondere an diesem Riefstahl war, dass er einer der bedeutendsten Maler des 19. Jahrhunderts in Deutschland werden sollte. Als das Haus nach der Wende saniert werden musste, wurde die Tafel entfernt, da die Fassade einen neuen Anstrich bekam; ich achtete dabei darauf, dass die Tafel beim Steinmetz restauriert und an der alten Stelle, um unseren »Riefstahl« nicht zu vergessen, aufgehängt wurde. Bei dieser Aktion kam ein gewisser Stolz, der nach so vielen Jahren immer noch in mir schlummerte, wieder zu Tage.

Mein Vater war wieder in seine Schuhmacherwerkstatt mit zwei Gesellen und einem Lehrling eingetaucht, da der Bedarf an Schuhen bei der Bevölkerung enorm angestiegen war, denn die vielen Umsiedler, die immer noch auf der Flucht sich befanden oder mit ihrem wenigen Hab und Gut eine Bleibe gefunden hatten, benötigten dringend neues Schuhwerk oder es waren Reparaturen fällig geworden.

Der Schuhverkauf, der von unserer Verkäuferin Fräulein Haase hauptsächlich betrieben wurde, lief wieder an, obwohl im April, beim Einmarsch der Roten Armee, einige Bestände an Schuhen geklaut worden waren, da eine offene Plünderung als normal galt, obgleich die Schaufenster vernagelt waren.

In diesem Zeitraum vom 28. bis zum 30. April waren viele Einwohner der Stadt in die umliegenden Wälder westwärts der Stadt oder auf einige Bauernhöfe von Verwandten und Bekannten vor den Russen geflüchtet. Die Nazipropaganda hatte ihre Wirkung nicht verfehlt, denn über den Volksempfänger wurden die Menschen vor den hereinbrechenden Bolschewisten mit ihren Panzern gewarnt.

Meine Eltern waren mit gepackten Rucksäcken und Fahrrädern auf dem Weg in ein Dorf, um Unterschlupf bei einem bekannten Förster zu nehmen, da besonders meine Mutter mit mir im Leib doch sehr gefährdet war, da keiner wusste, wie der Einmarsch der Sieger verlaufen würde. Der Freund meines Vaters, der auch mit seiner Familie auf dem Forsthof anwesend war, hatte dieses zeitweise Untertauchen organisiert. Die Frauen mit Ruß beschmierten Gesichtern und so gealterten Gesichtern und ihre Kinder wurden auf dem Heuboden versteckt.

Die Männer sahen sich zwischenzeitlich die Ergebnisse der nächtlichen Plünderung in der Seestraße und auf dem Markt an, wo überall Gegenstände, offene Geldbörsen, leere Kartons auf den Straßen lagen und Türen eingetreten waren, so dass sie schon ahnten, ihre Geschäfte ähnlich vorzufinden. Von weitem sahen sie, wie vor der Getreide- und Mehlhandlung ein Mann seinen Handwagen mit Säcken beladen hatte. Später wurde erzählt, dass es ein bekannter Studienrat des Carolinums gewesen sein sollte. Mein Vater berichtete auch, dass die Kinder der Familien, die auf dem Hof wohnten, alle

neue Hausschuhe trugen, die leeren Schuhkartons lagen noch vor den Schaufenstern, die zerstört waren. Das Schlimme an den stadtweiten Plünderungen war, dass nicht die Russen sich an dem Gut der Geflüchteten bereichert hatten, sondern es waren Deutsche, die wahrscheinlich ihren kleinen Klassenkampf schon in den Anfängen zeigten, indem sie die angeblich Vermögenden erleichterten. In dieser Zeit war jeder sich selbst der Nächste.

Die Russen liebten Gold und Silber, so das mein Vater das Tafelsilber und Porzellangeschirr in einer Kiste zuvor im Hausgarten eingegraben hatte. Trauringe, Schmuck und Uhren mussten fern vom Körper positioniert werden, da es sofort immer bei einer Kontrolle der Russen hieß: »Uhri, uhri, uhri«.

Mein Vater, der als ein guter, aber auch umtriebiger Geschäftsmann galt, war in dieser Zeit viel unterwegs, um aus irgendwelchen Kanälen Leder und Schuhe zu organisieren. Geld spielte nicht mehr beim Organisieren die erste Rolle, da man sich auf Tauschgeschäfte festgelegt hatte. Er hatte immer einige Paar Herrenschuhe in seiner Reisetasche oder sogar einige geräucherte Aale, die als Einstiegswährung galten. Er reiste auch mit Taxi-Behnke von gegenüber, der schon wieder im Geschäft war, da er ein Kontingent Benzin ergattert hatte, aber auch im Schwarzhandel wusste, wo man Treibstoff bekommen konnte, selbst wenn es von den Russen war. Mein Vater reiste mit dem Zug, mit Taxis, privaten Autos, Bussen, auch mit seinem Fahrrad in der gesamten Region, um auch bei seinem Freund Toni an der Schleuse vorbeizuschauen; mit einem Rucksack voller Aale und anderem Fisch gegen ein Paar Stiefel kehrte er dann Richtung Neustrelitz zurück.

Aufgrund des Treibstoffmangels wurden neue technische Wege des Antriebs von Motoren auf den Straßen sichtbar. Ich erinnere

mich noch genau an den blaue Opel-Blitz-Omnibus von Hans Hermann, der zwei Häuser neben uns wohnte und später ein richtiges Busunternehmen aufbaute. Die ersten Ausflüge in meiner Kinderwelt fuhren wir mit Hermanns Opel-Blitz. Der dampfte wie eine Lokomotive, da er einen Holzvergaser als Antrieb hatte. Für uns Kinder war es ein Erlebnis.

2. Kapitel

In den ersten Jahren meines Lebens wurde ich von einigen Kindern beneidet, da ich einen Vater zu Hause hatte. Es war etwas Besonderes, da viele Väter noch in der Gefangenschaft bei den Russen, Engländern und den Amis oder im Krieg gefallen waren. Leider sollte sich diese Situation in unserer Familie bald verändern. Mein lieber Vater war ein schwer herzkranker Mann, darum hatte die Wehrmacht ihn vorfristig aus der Luftwaffe entlassen, obwohl jede verfügbare männliche Person benötigt wurde. Die Männer der Stadt, die in den Nachkriegsmonaten noch einsetzbar waren, wurden für die Aufräumarbeiten eingezogen, so auch mein Vater. Es mussten die von der SS errichteten Panzersperren beseitigt, Panzergräben mussten zugeschüttet werden und eine der schlimmsten Arbeiten war die Beseitigung der Leichen in den Chausseegräben von Neustrelitz ins angrenzende Gebiet.

Es war seiner schweren Erkrankung nicht dienlich, aber Rücksicht gab es in dieser Zeit nicht, da jede Hand gebraucht und ein »Nicht-Mitmachen« sofort, besonders gegenüber einem privaten